

Central-Volkshblatt

für den Regierungsbezirk Arnberg
mit den Gratis-Beilagen „Sonntagsblumen“ und „Der Gemeinnütige“.

Er erscheint täglich mit Ausnahme der
Sonntage und Feiertage und kostet viertel-
jährlich durch Post oder die Post bezogen
1,00 M., durch den Briefträger ins Haus
gebracht 2,00 M.

Verleger:
Arnberg Nr. 44
Post Nr. 278

Nr. 256.

Hauptvertriebsbezirk: Die Kreise Arnberg, Joch, Lippstadt, Meschede, Frilon, Olpe,
Altena, Herford und Hamm.

Anzeigen werden spätestens bis 3
Uhr nachm. in Arnberg, größere Anzeigen
früher erbeten. Die sechs-gelbstehe
Zeile oder deren Raum kostet 20
Pfeilern in Zeitungs die Zeile 60 P.

Telegr.-Adr.
Vöpperling.

Postfach-Nr.: 25 448.

Arnberg und Werl, Montag den 4. November 1918.

63. Jahrgang

Der Streit um den Kaiser.

Der Kaiser.

Gleich vom ersten Kriegstage an haben unsere Gegner den deutschen Kaiser für den eigentlichen Entzunder des Weltbrandes gehalten. Damals haben wohl viele Deutsche über die verkehrte Auffassung des Auslandes gelächelt; denn das Bild, das man im Auslande von dem deutschen Kaiser malte, war so grotesk, so allen Tatsachen widersprechend, daß man es unmöglich für ernstgemeint nehmen konnte. Der Kaiser war Attila, war ein Hunnenhäuptling, ein Menckenschinder, ein Rinderhändler, ein Bampyr, ein Moloch. Solche wilden Vorstellungen haben sich aber nun während des Krieges bei unseren Gegnern nur noch verdichtet. Auch heute noch gilt ihnen der deutsche Kaiser als der Weltverderber.

Wir können darauf verzichten, die Gegner über die Person des deutschen Kaisers eines besseren zu belehren, schon darum, weil sie nicht bekehrt sein wollen. Was uns heute vermagt, uns mit seiner Person zu beschäftigen, ist die Tatsache, daß sowohl im deutschen Volke als auch von der jetzigen Reichsregierung die Frage seines weiteren Verbleibens auf dem Kaiserthron ernsthaft erwohnen wird. Unter der Ueberchrift „Das Kriegskabinett und die Kaiserfrage“ wird der „Völk. Ztg.“ aus Berlin darüber gemeldet:

Heute, Freitag, ist, wie wir hören, das Kriegskabinett zu einer Sitzung zusammengetreten. Es ist dabei die Kaiserfrage erörtert und beschlossen worden, die Behandlung des Themas in der Öffentlichkeit zuzulassen.

Ferner wurden Fragen des Versammlungsrechts erörtert. In der Folge sollen alle Versammlungen gestattet sein, wenn sie nicht die Kriegsführung, den Friedensschluß und die öffentliche Sicherheit gefährden.

Der „Völkischen Zeitung“ zufolge hat vor einigen Tagen der Staatssekretär Scheidemann an den Reichskanzler eine Denkschrift gerichtet, in der er unter eingehender Begründung die Notwendigkeit der Abdankung des Kaisers darlegt.

Zu Nachrichten, daß das Kriegskabinett in den letzten Tagen wiederholt zu langen Sitzungen zusammengetreten ist, weiß die „Nordd. Allg. Zeitung“ darauf hin, daß die Mitglieder der Reichsregierung sich täglich zu gemeinsamen Besprechungen versammeln, teils im engen Rahmen des Kriegskabinetts, teils unter Hinzufügung sämtlicher Staatssekretäre.

Wir wollen der Entwicklung der Lage nicht vorgreifen, indem wir uns in Mutmaßungen über sie ergehen. Nur das Eine sei gesagt: es sind starke Einflüsse, die sich im deutschen Volke gegen das Verbleiben des Kaisers auf dem Throne geltend machen. Das sie vorhanden sind, liegt zum Teil an der Art und Weise, wie er stets sein hohes Amt aufgefahst sehen wollte. Er war ganz erfüllt von einer Vorstellung, die der Auffassung des deutschen Volkes als mit dem geschichtlichen Geschehen im Widerspruch stehend direkt zuwiderlaufen mußte. Wilhelm II.

bestieg den Kaiserthron als ein Herold des Absolutismus, als ein „Auserkorener“. So waren seine Reden, so seine Handlungen. Er wollte gewiß vom ersten Tage an das Beste seines Volkes, aber er betrachtete die Deutschen eben als „sein Volk“, ihm zugeordnet und untergeordnet, ihm in Besitz gegeben.

Diese trübe Auffassung seines Amtes konnte auf die Dauer nicht ohne gewisse Folgen bleiben, zumal sie auf die Ausführung seiner Regierungspläne abfärbend wirkte, daß die Behörden für das Volk da seien, betraute vollständig vergessen wurde. Es bildete sich eine Beamtenhierarchie heraus, vor der der deutsche Michel gar auf dem Bauche lag — freilich vielfach zähneknirschend. Und dieses zähneknirschende, diese Faust in der Tasche, dieser von unglücklicher Einflüssen fleißig genährte latente Widerstand mußte bei günstiger Gelegenheit einmal zur Auswirkung kommen. Daß dieses Aufbegehren gegen die nachahmliche Auslegung des Ausdrucks Ludwigs XIV.: „L'Etat c'est moi“ (der Staat bin ich) in einer Zeit vor sich geht, wo das Vaterland sich in der höchsten Not befindet, ist bedauerlich, aber immerhin verständlich. Zu anderer Zeit wäre den „Aufwieglern“ eben „das ganze Porzellan“ von starker Hand zerfallen worden!

Und so ist's gekommen. Das deutsche Volk ist erwacht und hat den Anspruch des französischen Sonnenkönigs sich selbst zugeeignet! Heute ist der Kaiser nichts mehr als ein Instrument der deutschen Verfassung, abhängig von so und sovielen anderen Faktoren, von Beschlüssen, von der Mehrheit des Volkes. Nun hört man, daß der Kaiser allen Verfassungsänderungen ohne Widerspruch zugestimmt hat und daß er in einer Ansprache, die er an die Staatssekretäre hielt, mit großem Verständnis den Wandel der Zeiten erfaßt hat. Er führte bei dieser Gelegenheit u. a. Folgendes aus:

„In den furchtbaren Stürmen des Weltkrieges ist uns die Aufgabe gestellt, den Bau des Reiches im Innern durch neue und weitere Grundlagen zu sichern. Die Erschütterungen des Weltkrieges haben uns erkennen lassen, wo die Stützen des uns allerschwersten Hauses morsch und veraltet sind, wo sie der Erneuerung bedürfen. Sie haben uns aber auch die neuen quellenden Kräfte zur Anschauung gebracht, die in unserem Volke zum Vorschein treten. Der neuen Zeit soll eine neue Ordnung entsprechen — in diesem Entschluß haben mich eine Reihe Rundgebungen bekräftigt. In umfassender Weise soll das deutsche Volk berufen sein, an der Gestaltung seiner Geschicke mitzuwirken, an politischer Freiheit keinem Volk der Erde nachstehen; an innerer Tätigkeit und feiner Staatsgestaltung keinen Vergleich scheuend. Mit Ihnen, meine Herren, die ich heute als meine Mitarbeiter bezeichne, weiß ich mich eins in dem heiligen Willen, das deutsche Reich aus der Not dieser Zeit zu einer ruhigen und friedlichen Entwicklung zurückzuführen. An politischer Entwicklung soll kein Volk der Erde das deutsche übertreffen.“

Es ist ohne weiteres klar, daß Wilhelm II. vor einem halben Jahre nicht so gesprochen hätte. Man braucht sich gar nicht auf die vielen früheren Reden des Kaisers zu besinnen, auf jene ungezählten Ausbrüche, die zum Ausdruck bringen wollten, daß Deutschland sein kaiserlicher Besitz sei und sich nach keinem kaiserlichen Willen zu richten habe. Diese Reden haben uns gewiß sowohl im Innern wie vor dem Auslande viel geschadet. Wir wollen nicht sagen, daß sie durch die neuen Worte, die der Kaiser jetzt gesprochen hat, restlos ver-

gessen werden können. Wir wollen auch keineswegs behaupten, daß durch sein Bekenntnis zur Volksherrschaft des Kaisers Stellung bereits völlig geklärt sei. Wir wollen aber doch das kaiserliche Bekenntnis zur Volksherrschaft freudig begrüßen, wenn wir auch mehr darin eine unbedingt wirksame Versicherung dafür erblicken können, daß früher oder später nicht doch noch die eine oder die andere Verankerung mit dem derzeitigen Träger der Krone vor sich gehen wird. So wenig wir die Abdankung des Kaisers für unbedingt erforderlich erachten, so möchten wir doch nicht dem Lauf der Dinge hier irgendwie vorgreifen. Eine dringende Notwendigkeit zur Abdankung des Kaisers scheint uns für's erste schon darum nicht vorzuliegen, weil wir uns kaum vorzustellen vermögen, welche Antwort gegeben werden soll auf die Frage: Was dann?

Wenn die „Völk. Ztg.“ in ihrem mit den Worten „Um den Kaiser“ überschriebenen Leitartikel in Nr. 1022 schreibt: „Am verständlichsten ist nach der Haltung der Sozialdemokratie zu dem dynastischen Problem“, dann darf man wohl annehmen, daß diese Worte bereits vor dem Eintreffen der Nachricht von der Denkschrift Scheidemanns gedruckt waren. Die nachfolgenden Sätze des Artikels sollten dem Herrn Scheidemann und allen jenen, die den Kaiser absolut beseitigen wollen, doch zu denken geben:

„Was soll dann aus dem Reich, was aus dem deutschen Volk werden? Verzichtete der Kaiser für sich und den Kronprinzen auf die Kaiserkrone und wolle die preussische Krone behalten, so würde das die Auflösung des Staatenbundes, den Zerfall des Reiches und die Aufhebung der Weimarer Verträge bedeuten, vor denen selbst die Frankfurter Zeitung schaudert. Der Verzicht müßte sich also, um solches zu vermeiden, auch auf Preußen erstrecken; dann würde die Krone auf den minderjährigen ältesten Sohn des Kronprinzen übergehen, und derjenige Agnat, der der Krone am nächsten steht, hätte die Regentenschaft in Preußen wie im Reich zu übernehmen. Das wäre ein Versuch, alle deutschen Dynastien zu beseitigen und eine deutsche Republik zu errichten, was das Heil bringen könnte, werden selbst politische Schwärmer nicht ernstlich zu behaupten wagen. In allen diesen Fällen würden die Balkanisierung Deutschlands, Anarchie und Woiwodei in die unmittelbaren Folgen sein. Die Zeiten sind vorüber, als sich im alten Rom der Abgrund schloß, nachdem der Ritter Curtius gewappnet und hoch zu Ross, für die Allgemeinheit sich opfernd, hineingesprungen war. Wäre irgendwelche Aussicht, den Abgrund, der sich heute vor uns auftut, dadurch zu schließen, daß der Kaiser seine Krone, ja sich selbst zum Opfer brächte, man darf versichert sein, das Opfer wäre längst gebracht. Was den Kaiser veranlaßt, sich mehr an der Krone festzuhalten, das ist, des sind wir überzeugt, sein Pflichtgefühl in der Erkenntnis, daß das Opfer nicht nur vergeblich sein, sondern daß eine kaiserlose auch wieder eine schreckliche Zeit sein würde, eine Zeit der Anarchie und der staatlichen völligen Selbstverleugung. Opferwilligkeit gegen das Ganze, ruhige Entschlossenheit und klarem Willen sind die Erfordernisse, die allein uns jetzt vor noch größerem Schaden, die Volk und Vaterland vor den unermeßlichen Möglichkeiten retten können, die uns drohen.“

Diesen verständigen Mahnungen zur ruhigen, leidenschaftslosen Ueberlegung der nächsten unendlich wichtigen Schritte kann man nur beipflichten. Die Person des Kaisers, für die der eine mehr, der andere weniger Sympathien empfinden mag, scheidet

Im Klosterhof.

Roman von Hugo Böhme.

„Da wirst Du Dir wohl zu dieser Besprechung eine etwas passendere Zeit aussuchen müssen, mein Junge,“ polterte Lante Nettchen, „ich habe heute vormittag alle Hände voll zu tun, damit das Haus nur einigermaßen wieder in Ordnung kommt, das in den letzten Tagen eher einer Mördergrube ähnlich sah, als dem ehrwürdigen Klosterhof.“

Helmuth warf einen bitter lächelnden Blick auf seine Mutter, die mit großer Emsigkeit ein riesiges Stück Braten zerschchnitt, als wolle sie durch diese Beschäftigung beweisen, wie viel sie zu tun habe. Das Ansehen des jungen Dichters war blaß, seine strahlenden Augen blickten heute wie in Trauer verunkelt und tiefe Schatten unter den sonst so klaren Augenbrauen wabten von einer durchwachten und vergrübelten Nacht.

„Es handelt sich um meine Zukunft, Mama,“ begann er nachmal, als er bemerkte, daß seine Mutter nicht die mindeste Lust hatte, sich in ihrem Frühstück stören zu lassen.

„Ich weiß nicht, was es darüber noch zu reden gibt,“ murmelte Lante Nettchen, einen herabhaften Schluck Tee nehmend, „das ist doch so klar wie Krosbrühe! Du hast Dein Examen glänzend bestanden und gehst nun, entweder Dein Probejahr als Lehrer am Gymnasium in S. zu absolvieren, oder aber Du schlägst die Unversitätskarriere ein. Das haben wir doch oft schon besprochen, lieber Junge. Freilich hätte ich es lieber gesehen, Du wärest Landwirt geworden, wie Dein seliger Vater, aber da Du schon von Kindheit an solche Abneigung gegen die Landwirtschaft hattest, so habe ich Deinem Wunsch nachhingetragen und Dich studieren lassen. Ich dachte, das wäre doch alles klipp und klar zwischen uns.“

„Nicht so ganz, liebe Mutter,“ sagte Helmuth, wie in leicht bedrückter Lage und strich mit der feinen Hand über seinen dicken, blonden Vollbart. „Du erinnerst Dich vielleicht, daß ich vor einiger Zeit schon gesagt habe, daß ich große Neigung zu einem anderen Berufe habe.“

„Daß ich nicht wüßte,“ sagte seine Mutter, wie sich bergeweiht besinnend und trank langsam ihre Tasse leer.

Helmuth ließ sich nicht irritieren. „Vielleicht erinnerst Du Dich, Mama,“ sagte er eindringlich, „daß ich Dir mitteilte, daß ich die Kraft in mir zu fühlen glaube, ein Dichter zu werden!“

Frau Bergmann sah ihren Einzigen sprachlos an, dann aber lachte sie schallend auf und rief, die Hände über ihrem Haupte fest zusammenschlagend: „Und davon willst Du leben? Das soll Deine Arbeit, die Arbeit eines Mannes sein? Nichtstuer und Faulenzer sind die Bedenker von jetzt gewesen und „Hungerleiden mein Gemüte“ ist die einzige Devise, die sie kennen. Und denen willst Du Dich zugeben? Psst, schäme Dich, Junge!“

Helmuth ließ ruhig den mütterlichen Zorn über sich ergehen. „Vielleicht erinnerst Du Dich, Mama, daß ich ein kleines Vermögen, das mir Papa hinterlassen, mein eigen nenne, das mich niemals in die Gefahr des Verhungerns bringen würde. Das Kapital, das ich habe, genügt vollkommen, meine bescheidenen Verhältnisse zu bestreiten und ganz meinen Studien, meiner Neigung, meiner Dichtkunst zu leben.“

„Ein Phantast, ein Schwärmer, ein unbrauchbarer Mensch bist Du,“ schalt Frau Bergmann aufgebracht, „die paar Kröten, die Du hast, würden ja wohl hinreichen, Dich vor dem Hungertode zu retten, aber wie ist es, wenn Du heiratest? Willst Du Deine Familie vielleicht mit Versehen satmachen und mit Lintensleden kleiden, oder, wenn's hochkommt, sie durch ein paar Schmalzstullen regalieren, denn zu mehr langt Deine Habe doch nicht, und von mir, das sage ich Dir, bekommst Du nichts, rein garnichts!“

„Ich habe auch niemals darauf gerechnet, Mama. Im übrigen sind Deine Besorgnisse nicht stichhaltig, denn ich werde niemals heiraten.“

Frau Nettchen lachte leise und ungläubig auf, als sie aber gleich darauf in Helmuths Gesicht sah, erschrak sie vor dem tiefen Ernst in dem blauen Kullis und dem weltfernen, dunklen Blick der Augen.

„Aha,“ sagte sie zu sich selbst. „Da also havert's.“ Laut aber fragte sie hinzu: „Und wie hast Du Dir dein nun Deine Zukunft gedacht?“

Helmuths blaue Augen strahlten auf, seine bleichen Wangen röteten sich, und der bittige Mund wappelte ein heiteres Lächeln. „D, schön und sonnig, Mama,“ antwortete er begeistert, „wenn auch einsam. Sieh,“ fuhr er fort, als er den tief forschenden Blick seiner Mutter bemerkte, „sieh, Mama, heute noch will ich von dannen ziehen. Ueber Nacht ist hier der Herbst gekommen, sieh hinaus in unseren stillen Klostergarten, wie der Herbstwind in einer einzigen Nacht Blüten geküßt und Blätter abgestreift hat. Die Schwalben rufen sich zur Neige und ich, Mama, ich wolle so gern mal mit den Schwalben gehen nach dem Süden. „Pa, mich, Mutter“ hat er schmeichelnd — hübsch, die Stimme klang so gut — „laß mich reifen, meine Welt, andere Menschen sehen, laß mich das, was ich auf meinen Reisen nicht nur mit leiblichen, sondern auch mit geistigen Augen sehe, heimtragen in ein kühles Nest, das ich mir fern von der Heimat baue, und laß mich in stillem Frieden das, was ich gesehen, niederschreiben und damit an die Herzen meiner Mitmenschen klopfen, laß mich, Mutter!“

Frau Nettchen kämpfte schwer, um ihre Bewegung niederzuhalten, die sie wider Willen zu übermannen drohte.

„Natürlich,“ höhnte sie leise, „wenn das Küchlein den Flügel der Henne entwachsen ist, dann macht es sich allein auf die Feire. Geh, tu, was Du willst, aber das sage ich Dir: von dem Augenblick an, wo Du Dich als Dichter bei Wasser und Brot etablierst, sind wir geschiedene Leute. Nun gehe meinetwegen nach Süden oder nach Norden, meine Meinung kennst Du ja.“

„Mutter,“ schrie Helmuth so verzweifelt auf, daß Frau Nettchens Herz erbebt, aber sie wollte und durfte nicht schwach sein.

„Daß mich nicht so von Dir, Mama,“ bat Helmuth, der seiner Mutter zu Füßen gesunken war, „sieh, ich kann, ich darf ja nicht bleiben. Sieh, mit tausend Säben bin ich ja gesegnet, aber tausend Dämonen treiben mich von dannen. Nichts kann mich halten. Ich muß fort. Sei barmherzig, laß mich gehen.“

Wie rührend, wie herzzerreißend seine Stimme klang. „So geh,“ entgegnete Frau Nettchen kalt, „aber geh — für immer!“

(Fortsetzung folgt.)